Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 8

Artikel: Bergbauern

Autor: Gurtner, Othmar

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633958

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

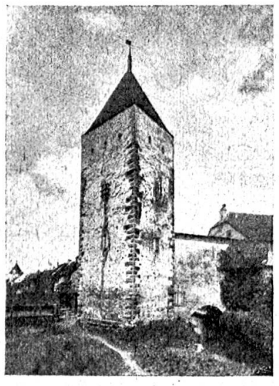
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ein Haus noch nicht unbedingt 7 Prozent Zins abwerfen mußte.



Der Diebenturm in Sursee.

Nun sahen wir die ganze Stadt, und sie war schön, sogar die reformierte Kirche in der Neustadt drüben ist nicht eine Spielverderberin! Ins Fabrikviertel zu gehn, wo Oefen und Konserven gemacht werden, das wollen wir uns schenken; denn das war noch nicht da, als der Luzerner Chronist Johann Salat hier als Junge heranwuchs und wohl schon damals ein böses Maul hatte; oder als der Goldschmied Hans Peter Staffelbach vor 300 Jahren seine goldenen Becherlein formte.

Als der Verkehr noch auf der Landstraße Luzern-Basel hier durchging und Sursee noch eine Stadt mit eigenem Schultheiß, zwanzig Groß- und zwölf Kleinen Räten war, mag's abends in den Zunftstuben oft laut hergegangen sein. Nun fährt die Eisenbahn die Stadt einfach ab, und niemand weiß, wie schön sie ist.

Drum ist es heute abend auch so still in der Krone.

Bergbauern.

Von Othmar Gurtner.

Ueber die Berge huschen Frühstrahlen der Sonne: schon flimmern die Tannenfelsränder; der Morgenwind schüttelt Rauhreif hinaus in die schneidende Luft. Noch schläft das Tal. Blaßblaue Schatten im Winterwalde verraten den Tag, doch flicht sich noch kein Sonnenstrahl goldig in die windentlaubten Aeste. Hier nur — und dort versilbert ein scheuerwachtes Schneeströmlein von Ast zu Ast einzelne Bäume.

Immer am Morgen tastet die Sonne sachte über das Tal, als wollte sie erst die Tiefe ermessen, ehe sie den entscheidenden Schritt wage. Ein Feuerstrom fließt breit vom Alphügel hinab zum Felsrand: mit einemmal brennt der Staubbach lichterloh. Langsam breitet der sonnige Glanz sich über die Felswand; bald flammen die letzten Rotbuchen auf, die vom herbstlichen Farbenzauber betrogen hartnäckig mit vergilbten Blättern rascheln. Die Morgensonne sucht klug ihren Weg zu Dächern und Lauben des Dörfleins; sie eilt nicht, wählt ruhig und besonnen, wohin sie ihr Glück trage, reiht Sonnenschein an Sonnenschein, bis das ganze Tal erwacht und geschmückt ist. Immer am Morgen tastet die Sonne sachte über das Tal . . .

Sie liebt uns sicher, die Sonne.

Den alten „Wangueltsch" liebt sie noch mehr; seine kleinen Fenster flimmern jeden Tag ein Stündlein vor allen andern, und am Abend, wenn das Tal sich schon im Dämmerschein einlullt, blitzt der Widerschein vom Wang herab: Ueltsch sitzt noch in der Sonne.

Als vor Jahren sein Jüngster den Aelteren in die Fremde gefolgt war, hatte der alternde Vater Ueltsch seinen Maiensaß bezogen und das Talhaus verkauft: seither horstet der Alte einsam und wild auf dem Wang.

Im Sommer treiben andere Vieh auf, da hat er Kurzweil und Spaß. Im Herbst rastet der Jäger gerne bei Ueltsch und vor dem Einschneien schläft etwa der Wildhüter noch einmal oben, wenn er sich auf der Wildbahn verspätet hat. Im Winter aber lebt Ueltsch allein mit sich selber und behauptet: so sei er doch immer in anständiger Gesellschaft.

Heute hält ein Skischwung vor der Hütte: Stockpochen an Fenster und Türe — Ueltsch antwortet nicht. Jetzt kommt er mit einem Arm voll Holz um die Ecke. Während die Ski in der Sonne vertropfen, macht der Alte Feuer und bald bewirtet er den ungeladenen Gast mit heißem Trank und Bergkäse. Das Verständnis fehlt ihm, wie einer im Winter aus Freude so weit herauflaufen könne; er knurrt trotz aller Aufklärung fast mürrisch: „Ae wua, e Narr mues es Zeichen tuen." Bei allem Poltern aber ist Ueltsch doch der herrlichste Wirt! Als Selbstverständlichkeit gilt, daß morgen erst die Weiterreise angetreten werden darf: „Hined wei-m-er de-n toorfen!"

Wangueltsch bereitet heute dem Gaste zu Ehren ein Festmahl: aus dem rauchschwarzen Giebelgaden holt er einen roten Fleischklumpen. Wilddüfte ringen mit Brandgeruch und aus dünner Brühe kocht der Alte kunstgerecht ein faustdickes Gericht zusammen; lieblich schmort der Braten am offenen Feuer. Auf die scheue Frage, woher das Wildbret stamme, lacht Ueltsch, er schieße keine Hasen. „Chum, gugg hie!" — in der Türe sind zwei kleine Löcher handbreit nebeneinander; da pflegt der vermeintliche Wilderer einen Strick durchzuziehen. Die Schlinge der einen Türseite legt er der Hauskatze liebevoll um den Hals, krauelt ihr vertraulich im Fell und stemmt dann auf der anderen Türseite den Holzschuh wider die Schwelle, um das Katzenleben mit einem kurzen Ruckzuge am Strick zu enden. Diese Katzenhinrichtung wiederholt sich ab und zu, so daß der Alte nie in Verlegenheit gerät, wenn ein ungebetener Gast anklopft. Woher die Katzen kommen, kann ich nicht verraten, denn im Dörflein unten würde das übel aufgenommen.

Trotz der sonderbaren Stimmung, die sich auf die Katzengeschichte hin des Gastes bemächtigt hat, mundet das einfache Mahl. Wangueltsch versteht sich den Verhältnissen besser anzupassen als die Hausfrau mit dem reichsten Vorratsraum . . .

Wenn am Abend goldrandige Wolkenzüge in den Spätsonnenstrahlen verglimmen und hellfroh aufleuchten, wie Kinderfeuer aus knittergelbem Herbststroh, dann schlagen im Walde schon Schatten um Stämme und Wipfel, und der Häher im Kiefernadelneste lullt sich müde in Dämmerung und Stille ein. Fernher vom Gletscher streicht der Wind, schnarrt über Fleckschindeldächer, knabbert an losen Heubodentüren und wirft im Dorf mit Klirr und Krach die Fensterladen zu, so daß die Alten in der Stube erschrocken auffähren: Die Nacht wird schwarz und wild!

Auf Wanguelis Ofenbank reifen die Gedanken. Der Alte stöbert noch in der Küche, trägt Geschirr auf und verschwindet wieder; endlich trägt er einen dampfenden Topf herein. Um die lästigen Altleutebresten fernzuhalten, trinkt Ueltsch „des Chimithees"; bitter ist er, wie Galle, aber wenn er so lange wach hält, wie Uelis Runzelzüge es verraten, dann muß er doch sicherlich zum wenigsten nicht schaden.

Was der Alte wohl für Geschichten zu erzählen wüßte! Das Gespräch kommt nicht gut in Fluß: es fehlt am Einverständnis beider Teile; Alt und Jung verträgt sich nicht, wenn beide alles besser wissen wollen. Doch ab und zu, wenn der Nachtwind draußen leise an den Scheiben schlurft und die Dachbalken knarren, als schliche der Geist aller erwürgten Katzen unter den Schindeln herum, findet der Weißhaarige ein Trum und schürft aus dem harten Boden des Erlebten und aus dem lockeren Grunde der Träume sagenhafte Schätze. Wanguelis Sagen geben zu denken; er runzelt die Stirne so hart, wenn er Schlechtes erzählt und strahlt wie ein Kind vor Freude am Guten: dumpf murmelt sein zahnloser Mund von Trauer und Elend und wie ein munteres Waldbächlein sprudelt Liebe und Glück . . . .

„In alter Zeit weideten die Mürrner bis hinaus an den Sausbach; und Tresli trieb auf. Die Sauser aber saßen im Bodmi und unten am Bachweidli hütete Trini Gänse und Geißen. Tresli und Trini waren sich gut; munter und lustig hüpfte der Sausbach zu Tal, wenn jedes an seinem Ufer stand und sich auf des anderen Bort hinübersehnte. Tresli rollte Windfalltannen an den Bach und

von Stund an küßten sich Trini und Tres jeden Tag, ehe sie ihre Tiere abtrieben. Eines Nachts aber schwoll der Bach vom Föhnschneewasser: als Trini am Morgen auftrieb, da waren die Tannen bachab geschwemmt und Tresli stand betrübt am strudelnden Wasser. Da lachte Trini verschmitzt und warf eine Grasscholle dem Träumer zu Füßen, so daß er erschrak. Dann lachten sie wieder beide und Tresli schlug vor: nun wollten sie spielen. Tres warf die Erdscholle zurück und Trini sollte sie haschen, da strauchelte Tres und Trini bangte um ihn: die Scholle aber traf Trini mitten in die Stirne, so daß sie zusammensank. Tresli schrie auf vor Schreck und weinte aus Zorn über sein Ungeschick. Mit kraftvollem Sprunge überwand er den Bach und schloß das sterbende Kind in die Arme. Trini war tot und Tresli zu Tode betrübt: das Grab verließ er sein Lebtag nicht mehr. Tres baute sich sein Hüttlein am Bach und klagte um Trini; kein Hirte fand Trost für den Armen, die Zeit strich vorbei und Tresli ward bitter und alt. Da schwoll der Bach in der Nacht und riß das Hüttlein, das Grab und den Tres vom Felsen hinab in die Schlucht . . . ."

Wangueltsch ist hart wie die Welt, die ihn nährt: keine Träne wischt er — schlürft seinen „Chimithee" und qualmt Schlotwolken an die braune Decke des Stübchens. Ob er wohl unter seiner Rauhbeinigkeit den weichherzigen Tresli verbirgt, der einsam und still seine Lieben beweint?

Sagen aus dem Berner-Land.

Aus dem Volksmunde gesammelt von Georg Küffer.

Entstehung des Bielersees.

In grauer Vorzeit hatte der Riese Jura gegen die Alpen einen gewaltigen Kampf auszuringen; aber er verlor und mußte sich zurückziehen. Voller Wut schleuderte er die Stoglen, die an seinem Schuh klebten, gegen seinen Gegner. Aus dem Dreck der Sohle entstand die große Insel, vom Absatz jedoch die kleine. Der Schnee aber schmolz und das Wasser bildet heute noch den Bielersee.

Die Gold-Bohnen.

In Twann lebte eine Witwe mit ihrem Knaben; aber der Mutter ging's schlecht, und als die Zeit zum Bohnensetzen kam, hatte sie kein Geld, Saatbohnen zu kaufen, und sie wußten nicht, was anfangen.

Beim Bigisacher bei Gaicht, am Fuße der Schloßfluh, sind Granitblöcke, und als der Knabe dort vorbeiging, sah er ein weißes Tuch ausgebreitet; darin lagen Bohnen. Er nimmt eine, geht heim und sagt es der Mutter. Schnell macht sie sich auf; sie wollen eilen, sie zu holen; aber wie sie hinzutreten, ist alles verschwunden. Die Bohnen waren nichts anderes gewesen als das Gold, das früher die Schloßleute gesonnt hatten. Wie aber die zwei heimkamen, hatte sich auch die Bohne des Knaben in ein Goldstück verwandelt und so war ihnen geholfen.

Versetzter Baum.

In Nidau lebte ein reicher geiziger Mann. Er besaß viele prächtige Bäume. Der schönste von allen aber war verhext. In seinen Blättern hörte man immer ein heiseres Stöhnen.

Der Waghalsigste der jungen Burschen anerbot sich, den Baum zu fällen. Dafür wollte er aber viel Geld. Der Besitzer versprach es ihm. Er nahm Beil und Säge und machte sich auf. Viele Burschen begleiteten ihn, stellten sich hinter die Bäume, warteten und wollten zuschauen. Er begann zu sägen. Da war er auf einmal verschwunden, und man hatte nichts kommen und gehen hören. Sie sahen, daß der Baum halb durchsägt war. Wer in seine Nähe trat, der war für immer verloren.

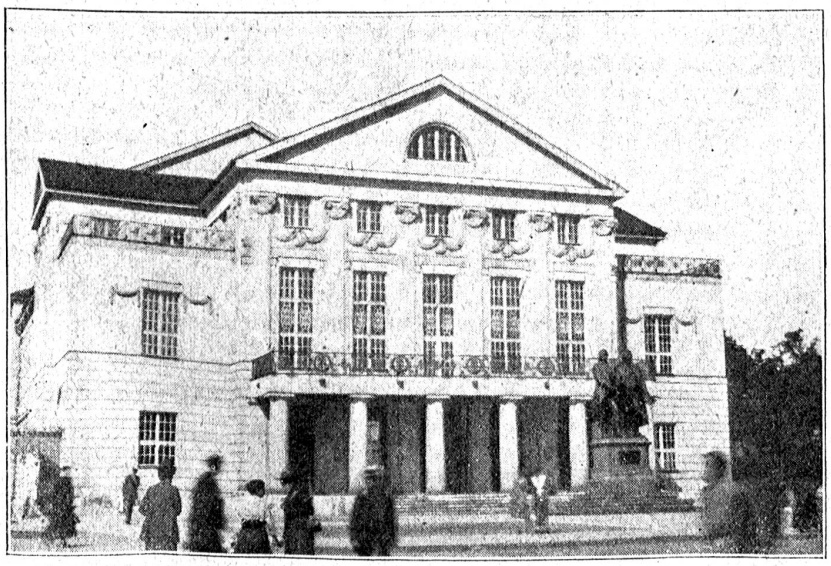
Später brach der Bann; aber der Baum ist heute noch in Nidau in der Nähe einer Wirtschaft zu sehen.

Revolution und Konferenzen.

Bericht vom 6. bis 20. Februar.

Anfänge von Parteiverschiebungen zeichnen sich heute sichtbar ab. Die Grenze zwischen revolutionär und gegenrevolutionär ist nicht mehr, wie man früher annehmen mochte, zwischen Sozialismus einerseits und Nichtsozialismus anderseits, sondern zwischen Demokraten und Nichtdemokraten zu ziehen. Seltsamerweise spielen heute schon die Nichtdemokraten von rechts, die alten Imperalisten, eine höchst nebensächliche Rolle, wie sehr sie auch gegenwärtig in Paris noch der Konferenz ihren Stempel aufzudrücken scheinen. In Frage kommen bereits nur noch die Extremisten von links, die Bolschewiki.

Und zwar sind als Bolschewiki nicht nur jene offiziell so benannten Parteien Rußlands nebst den deutschen Spartakisten zu rechnen, sondern alle jene programmlosen, aus dem Geleise geworfenen Massen aller Staaten, die teils lange genug in halbwegs erträglichen Verhältnissen gelebt haben und sich das Schlimmere und Schlimmste nicht mehr gut vorstellen können, teils aber in den wahrhaft unerträglichen Zeitumständen verzweifeln und vom Umsturz des Bestehenden Alles erhoffen. Man täuscht sich gar zu leicht an offiziellen Wahlergebnissen, die den Anhang des deutschen Spartakus gering erscheinen lassen. Solche Zahlen besagen nur, daß im Augenblick das Schlagwort noch nicht geändert und die Verzweiflung nicht überall ausgebrochen ist, vielleicht auch, daß noch die alte demokratische deutsche Mehrheitspartei ein Versprechen, zu helfen, gegeben hat, auf dessen Erfüllung zu hoffen die Massen sich eine Weile Frist geben werden. Dauert die Erfüllung zu lange, dann wird die bloße Stimmung in der Masse zur Erkenntnis; das Schlagwort ändert und lawinenartig vollzieht sich der Uebergang einer geistig längst vorbereiteten Volksklasse zum neuen Glauben. Das Schlimmste aber an der ganzen Sache ist die falsche Wertung der heutigen Zeitprobleme. Seiner Bedeutung nach kann die ganze Richtung der revo-



Das Nationaltheater in Weimar, in welchem die Nationalversammlung stattfand.